

Aktuelles und Kommentare

„Militär und Geschlecht“ in den deutschen Sozialwissenschaften. Eine Skizzierung der aktuellen Forschungssituation

Ruth Seifert

Betrachtet man die Arbeiten zu „Militär und Geschlecht“ in den deutschen Sozialwissenschaften, so fällt auf, dass die Thematik im universitären Bereich nur an den Rändern des Mainstreams der einschlägigen Disziplinen behandelt wird. Auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat sich – anders als dies beispielsweise in den englischsprachigen Ländern der Fall ist – noch keine kontinuierliche Forschungstradition entwickelt, die sich systematisch mit dem Zusammenhang von Militär und Geschlecht in politikwissenschaftlicher, soziologischer oder auch pädagogischer Perspektive beschäftigen würde. In Deutschland setzte sich ab Ende der 70er Jahre in nennenswerter Weise nur die feministische Friedensforschung, die in den 80er Jahren im Zusammenhang mit der Frauenfriedensbewegung ihre bedeutendste Zeit erlebte und im Laufe der 90er Jahre immer mehr an Boden verlor, damit auseinander.¹ Zwar widmeten sich auch Forschungseinrichtungen der Bundeswehr der Thematik – bislang allerdings sehr sporadisch und punktuell. Insgesamt liegen daher zum jetzigen Zeitpunkt nur wenige deutschsprachige Arbeiten von einem relativ kleinen Autorinnen- und Autorenkreis vor.

Diese ungewöhnliche Situation ist nicht zu verstehen, ohne die militärbezogene Forschung in der Bundesrepublik generell zu problematisieren. Auch zu Zeiten, als das Thema „Militär und Geschlecht“ noch nicht auf der Agenda stand, waren die Militärsoziologie und die militärbezogene Sozialforschung ein Stiefkind in universitären und außeruniversitären Wissenschaftskontexten. Dies korrespondiert mit dem Umstand, dass die bundesdeutsche Öffentlichkeit dem Thema „Militär“ traditionell wenig Auf-

1 Die wichtigsten hier zu nennenden Arbeiten sind Astrid Albrecht-Heide, Männliche Helden – weibliche Tränen. Über die innere Kolonisierung von Mädchen im Patriarchat, in: Christian Büttner u. Aurel Ende Hg., Die Rebellion der Mädchen, Weinheim 1986, 51–64; dies., Militär und Patriarchat, in: Wilfried Karl u. Thomas Nielebock Hg., Die Zukunft des Militärs in Industriegesellschaften, Baden-Baden 1991, 109–131; dies., Patriarchat, Militär und moderner Nationalstaat, in: Antimilitarismus-Informationen, 20, 6 (1992), 21–36; Tordis Batscheider, Friedensforschung und Geschlechterverhältnis. Zur Begründung feministischer Fragestellungen in der kritischen Friedensforschung, Marburg 1993.

merksamkeit geschenkt hat. Das Innenleben der Armee und die innermilitärische Kultur standen üblicherweise nur im Mittelpunkt des Interesses, wenn spektakuläre Vorfälle oder besondere Anlässe für Schlagzeilen in den Medien sorgten.

Doch die gelegentlichen Skandale haben weder in den Sozialwissenschaften noch in Politik und Öffentlichkeit eine systematische Auseinandersetzung mit der Organisation Militär angeregt. Einige einsame Rufer in der Wüste wiesen in regelmäßigen Abständen immer wieder auf diese Forschungssituation und ihre Folgen hin. Im Jahre 1983 stellte Günter Wachtler fest, dass es wohl kaum einen anderen gesellschaftlichen Bereich gebe, der von der etablierten deutschen Soziologie mit solcher Geringschätzung und Ignoranz behandelt wurde, wie das Militär.² Im Jahre 1985 wiederholte Hans Paul Bahrtdt, dass die soziologische Forschung hierzulande die Thematik „Militär“ eklatant vernachlässigt habe.³ Zehn Jahre später konstatierte Ekkehard Lippert in drastischer, aber zutreffender Weise, die deutsche Militärsoziologie befinde sich in einer „jämmerlichen Lage“.⁴ Und 1999 stellte Ignatz Hauer ein weiteres Mal fest, dass die Bundeswehr zu den wissenschaftlich am schlechtesten untersuchten Armeen gehöre.⁵ Mittlerweile ist die Lage der militärbezogenen Sozialforschung in Deutschland angesichts des fortgeschrittenen Standes der internationalen Forschung als desolater denn je anzusehen. Der Anschluss an das internationale Niveau ist seit langem verpasst und könnte nur in langwierigen, theoretisch und empirisch aufwendigen Arbeiten geleistet werden.

Wie Beobachter in den letzten vierzig Jahren immer wieder festgestellt haben, ist diese Situation erklärungsbedürftig. Es steht außer Zweifel, dass das Militär ein Strukturelement der Gesellschaft ist: Die Wehrpflichtarmee erfasst seit langer Zeit weite Teile der männlichen Bevölkerung, hat also sozialisatorische Bedeutung in mehrfacher Hinsicht. Zudem absorbieren die Streitkräfte einen erheblichen Teil der gesellschaftlichen Ressourcen; alle Spielarten eines möglichen Einsatzes von Militär tangieren schließlich ökonomische, kulturelle und soziale Belange sowohl im Einsatzland wie auch im Entsenderland. Ebenso unbestritten ist in der Zwischenzeit der Stellenwert des Militärs für die Begründung und Erklärung der Geschlechtergesellschaft, sodass die kulturelle Konstruktion von Geschlecht ohne Berücksichtigung des Militärs kaum adäquat plausibilisiert werden kann. Warum kam es dennoch zur völligen Vernachlässigung der Organisation Militär in den deutschen Sozialwissenschaften? Hans Paul Bahrtdt sah eine Erklärung dafür in der besonderen Situation ihrer Fachvertreter nach dem Zweiten Weltkrieg. Er nahm an, dass die Mehrheit der deutschen Soziologen nach 1945 aufgrund der spezifischen historischen Situation eine Aversion gegen das Militär hegte und die Organisation für sich als Forschungsgegenstand auch in kritischer Perspektive ablehnte.⁶ Auch das mangelnde gesellschaftliche Prestige des Militärs in Deutschland wurde als Begründung angeführt, da – so ein Erklärungsversuch – auch

2 Vgl. Günter Wachtler, Militärsoziologie und Gesellschaftspolitik, in: Stefan Hradil Hg., Sozialstruktur im Umbruch, Opladen 1985, 68–83.

3 Vgl. Hans Paul Bahrtdt, Die Gesellschaft und ihre Soldaten. Zur Soziologie des Militärs, München 1987, 9.

4 Ekkehard Lippert, Verzögerte Aufklärung. Zur jämmerlichen Lage der deutschen Militärsoziologie, in: Mittelweg, 36, 3 (1995), 18–32.

5 Vgl. Ignatz Hauer, Ein Institut in der Krise, in: Sicherheit & Frieden, 2 (1999), 75–76.

6 Vgl. Bahrtdt, Gesellschaft, wie Anm. 3, 9.

in der Soziologie bei der Beschäftigung mit als prestigeträchtig erachteten Themen etwas von deren Ansehen auf den Forscher abfärbt.⁷ Der Altvater der Militärsoziologie, Morris Janowitz, vermutete, dass liberale Soziologinnen und Soziologen befürchten würden, das Studium und die Analyse des Militärs hätten die Stärkung einer Organisation zur Folge, die ihres Erachtens der dezidierten politischen Kontrolle bedurfte und eher geschwächt als gestärkt werden sollte.⁸ Falls letzterer Plausibilisierungsversuch zutreffen sollte, muss auf die Problematik dieser Einschätzung verwiesen werden. Denn das Militär hat es sich überaus behaglich im Windschatten des wissenschaftlichen Interesses eingerichtet und seinerseits effiziente Barrieren und Hürden gegen seine Erforschung aufgebaut. Im internationalen Kontext gilt die deutsche Bundeswehr als eine wenig forschungs- und wissenschaftsfreundliche Institution, wobei für alle Armeen ein auch in der Literatur immer wieder dokumentierter Spannungszustand zwischen Militär und Wissenschaft zu konstatieren ist.⁹ Doch ist in den USA beispielsweise der Austausch zwischen militärischen Einrichtungen und zivilen ForscherInnen und Forschungsinstitutionen deutlich unkomplizierter als in der Bundesrepublik.

Infolge dessen wurde die genuine Aufgabe der universitären Forschung, nämlich die Entwicklung theoretischer Ansätze zu den zivil-militärischen Verhältnissen, beispielsweise zur Verortung des Militärs in der Sozialstruktur, oder eine Untersuchung des Militärs im Rahmen einer Institutionen- oder Professionenanalyse, nicht wahrgenommen. Dieser Mangel an theoretischen Vorarbeiten hat verständlicherweise auch eine weiter führende und tiefer gehende empirische Beschäftigung mit dem Gegenstand „Militär“ nicht gerade befördert. Deshalb wissen wir immer noch wenig bis nichts über Selbstverständnis und Berufsauffassung deutscher Soldaten, über das Innenleben der Armee, die binnenmilitärische Kultur einschließlich der spezifisch (oder vielleicht auch nicht spezifisch?) militärischen Geschlechterkultur oder über die zivil-militärischen Verhältnisse in der Bundesrepublik. Das Gleiche dürfte für Österreich, und in möglicherweise etwas abgeschwächter Form für die Schweiz gelten.

Militärische Forschungseinrichtungen hätten diese universitären Defizite ausgleichen können. Die Bundeswehr verfügt über zwei Einrichtungen, die für die Erarbeitung und Vertiefung militärbezogenen sozialwissenschaftlichen Wissens in Frage kommen beziehungsweise explizit dafür ausgewiesen sind: die Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg, die sich als höchste Bildungseinrichtung der Bundeswehr auf Hochschulniveau versteht und Staboffiziere sowie Generalstabsoffiziere ausbildet, und insbesondere das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr, zuvor in München, jetzt in der ehemaligen Führungszentrale der Nationalen Volksarmee in Strausberg bei Berlin angesiedelt. Während der Führungsakademie trotz ihres Hochschulanspruchs keine Forschungskapazitäten zugestanden werden, arbeitet das Sozialwissenschaftliche Institut auf Basis festgelegter spezifischer Erkenntnisinteressen. Seine Stoßrichtung ist „Anwendungsbezogenheit“, was sich in den Worten des Bundesminis-

7 Vgl. Ekkehard Lippert, Die gegenwärtige Lage der Militärsoziologie, Vortragsmanuskript, München 1992, 9.

8 Vgl. Morris Janowitz, *The Professional Soldier. A Social and Political Portrait*, New York 1971, 18ff.

9 Vgl. Ruth Seifert, *Militär – Kultur – Identität. Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten*, Bremen 1996, 14–54.

teriums der Verteidigung, das diese Einrichtung betreibt und finanziert, folgendermaßen anhört: „Empirische Untersuchungen im Auftrag des Bundesministeriums der Verteidigung müssen dienstlichen Zwecken dienen und dem Bedarf der Führungsstäbe/Abteilungen entsprechen.“¹⁰ Diese Vorgabe beziehungsweise die Art und Weise, wie sie ausgelegt wurde, hatte in der Vergangenheit bereits fatale Folgen, da sie zu einer weitgehend theorieleeren Arbeitsweise führte, die es lediglich erlaubte, spezielle Teilaspekte primär unter Anwendung quantitativer Verfahren zu erheben – meistens ohne sie in einen soziologischen Gesamtzusammenhang einzuordnen oder zu gesellschaftstheoretischen Überlegungen in Bezug zu setzen. Folglich konnten bislang weder eine fundierte Innenansicht der Streitkräfte noch systematische Kenntnisse über die zivil-militärischen Verhältnisse in der Bundesrepublik geliefert werden. Zwar monieren die militärischen Auftraggeber häufig die Qualität – und das bedeutet in diesem Fall auch die „Nutzbarkeit“ – der auf diese Weise erzielten Resultate. Dass der Grund für den Qualitätsverfall aber eng mit dem eigenen Erwartungshorizont und den auf dieser Grundlage zur Verfügung gestellten Wissenschaftsstrukturen zusammenhängt, wird nicht gesehen. Die Wissenslücken nahmen schließlich ein Ausmaß an, das von Bredow 1988 dazu veranlasste, einen „ethnomethodologischen Zugang“ zum Militär zu fordern, da dieses so unbegriffen und untertheoretisiert sei, dass ein konventioneller sozialwissenschaftlicher Zugang nicht mehr vielversprechend scheine.¹¹ Die spezifische Annäherung der Streitkräfte an sich selbst veranlasste in den 80er Jahren einige Kommentatoren dazu, die deutsche Militärsoziologie ironisch als „Führungshilfswissenschaft“ und als „Soziologie nur für den Dienstgebrauch“ mit einem eher diffusen Bezug zu wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn zu charakterisieren.¹² Dies drückt sich sowohl in der Quantität wie auch in der Qualität der vorliegenden Veröffentlichungen aus, wobei die Qualität primär unter der im Jahre 1997 in einer neuen Fassung der Aufgabenkonzeption ein weiteres Mal betonten starken Orientierung der sozialwissenschaftlichen Forschung am Bedarf der Streitkräfte leidet. Zusätzlich verschärfte sich diese Situation durch die 1994 im Zusammenhang mit der deutschen Einheit vorgenommene Verlegung des Instituts von München an einen – in Hinblick auf die wissenschaftliche Anbindung problematischen – Standort, nämlich in die Kleinstadt Strausberg hinter Berlin. Im Zuge dessen kam es auch zu einer personellen Umstrukturierung: Der weitgehende Abbau von ‚alten‘ Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bedeutete, dass die wissenschaftliche Arbeit in vielen Bereichen von einem Nullstand aus beginnen musste. Die räumliche Abschottung des Instituts von anderen wissenschaftlichen Einrichtungen bewirkte dessen Integration in ein Umfeld unangefochtener militärischer Dominanz. Langjährige Bemühungen, das Institut wissenschaftlich einigermaßen ‚hof-

10 Ministerblatt des Bundesministeriums der Verteidigung, 1980, 523, hg. vom Bundesministerium der Verteidigung.

11 Wilfried von Bredow, Erkundungsziel Militärwelt. Vorüberlegungen zu einer ethnomethodologischen Erweiterung der Militärsoziologie, in: Wolfgang Vogt Hg., Militär als Lebenswelt. Streitkräfte im Wandel der Gesellschaft, Opladen 1988, 173–183, 177.

12 Ekkehard Lippert u. Günther Wachtler, Militärsoziologie – eine Soziologie nur für den Dienstgebrauch?, in: Ulrich Beck Hg., Soziologie und Praxis. Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven, Göttingen 1982, 335–355.

fähig' zu machen, wurden dadurch torpediert. Diese insgesamt äußerst widrigen Umstände bilden sich auch im Umgang mit geschlechtsspezifischen Themen seitens der bundeswehreigenen Einrichtungen ab und beeinflussen aufgrund der besonderen strukturellen Situation, in der sich diese Thematik in Deutschland wiederfindet, ihrerseits die gesamte einschlägige Forschung zum Thema „Militär und Geschlecht“.

Bis zum Urteil des Europäischen Gerichtshofes Anfang 2000¹³ war ein Interesse des Bundesverteidigungsministeriums und der militärischen Führung an Arbeiten zum Thema „Frauen und Militär“ oder „Militär und Geschlecht“ praktisch nicht existent. In einigen verstreuten Veröffentlichungen aus bundeswehreigener Produktion wurde die Thematik ab 1980 aufgegriffen, wobei es bei sporadischen Momentaufnahmen blieb, die in aller Regel den persönlichen Interessen der Forscher geschuldet waren. Die für eine Organisation in einer modernen Welt eigentlich zentralen Fragen, warum allgemein gesellschaftliche Wertmaßstäbe wie die Gleichstellung gesellschaftlicher Gruppen oder die freie Berufswahl in der Organisation Militär keine Entsprechung finden, regten das Interesse ebenso wenig an wie die Tatsache, dass in verbündeten Armeen wie den US-Streitkräften – deren Themen ansonsten als wegweisend gelten – bereits in den 70er Jahren eine heftige Debatte über „Frauen und Militär“ begonnen hatte. Als Erklärung für die Absenz von Frauen im Militär blieben lange Zeit erstaunliche Aussagen von Bundeswehr-Autoren unwidersprochen wie die folgende aus einer Veröffentlichung vom Jahr 1980: Danach ist in westlichen Gesellschaften das Töten eines Mannes akzeptabler als das Töten einer Frau, weil das Leben von Frauen als wertvoller erachtet wird als das von Männern und daher ein kultureller Konsens besteht, Frauen von Krieg und Militär fernzuhalten.¹⁴ Bis in die 90er Jahre galten Argumente dieser Art als ausreichend und nicht weiter problematisierungsbedürftig.

Auch die Öffnung der militärischen Laufbahn im Sanitätsdienst für Frauen im Jahre 1988 führte zu keinem größeren Interesse an der Thematik. Sie war dem Verteidigungsministerium drei sogenannte „Gutachten“ wert,¹⁵ die später in einem Bericht des Sozialwissenschaftlichen Instituts zusammengefasst und veröffentlicht wurden. (Dieser kann dort bestellt werden und ist auch über zivile Bibliotheken zugänglich.) Im Vorwort zum Bericht Nr. 59 wird konstatiert, dass der militärische Auftraggeber an diesem Forschungsfeld bislang kein Interesse gezeigt und Bemühungen um weitere Begleituntersuchungen abschlägig beschieden habe. Im empirischen Teil wird sichtbar, was „Ausrichtung der Forschung an der militärischen Interessenlage“ bedeuten kann. Neben soziodemographischen Daten der betroffenen Soldatinnen werden in Gruppengesprächen erhobene Aussagen von weiblichen Sanitätsoffiziersanwärterinnen zu verschiedenen Themenbereichen wie beispielsweise die Wahrnehmung der Grundausbildung, das Freizeitverhalten, Einstellung zu Ernährung und Kleidung, Ver-

13 Infolge der Klage einer jungen Frau verpflichtete der Europäische Gerichtshof die Bundeswehr, militärische Verwendungen auch jenseits des Sanitätsdienstes, dessen Laufbahn im Jahr 1988 für Frauen geöffnet worden war, zugänglich zu machen.

14 Vgl. Tjarck Rössler u. Ekkehard Lippert, Mädchen unter Waffen. Gesellschafts- und sozialpolitische Aspekte weiblicher Soldaten, Baden-Baden 1980, 150.

15 Darunter werden kurzfristige, schnell zu erstellende Auftragsarbeiten mit einem Umfang von 20–30 Seiten verstanden, die in der Regel nicht zur Veröffentlichung freigegeben sind.

hältnis zu Kameraden und Vorgesetzten und anderes mehr wiedergegeben.¹⁶ Typischerweise werden die Befunde weder an die internationale theoretische oder empirische Forschungslage rückgebunden noch systematisch in den einschlägigen Forschungskontext gestellt – eine für das wissenschaftliche Handwerk zentrale Übung, die allerdings von militärischer Seite zumeist als überflüssig, da aus dieser Sicht der Dinge nicht praxisrelevant, befunden wird.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass bis Ende der 90er Jahre problemorientierte, wenigstens in Ansätzen den internationalen Diskussionsstand rezipierende empirische Arbeiten von Seiten der Forschungseinrichtungen der Bundeswehr zum hier behandelten Thema nicht vorgelegt wurden. Innerhalb der Streitkräfte lautete die herrschende und weit verbreitete – wenn auch, was zu betonen ist, keineswegs von allen Offizieren geteilte – Meinung, „Frauen und Militär“ beziehungsweise „Geschlecht und Militär“ seien keine seriösen wissenschaftlichen oder politischen Themengebiete. In den Worten eines Oberstarztes im Jahre 1997 nach einem Vortrag an der Führungsakademie der Bundeswehr, in dem ein Überblick über den internationalen Forschungsstand zu diesem Gebiet skizziert wurde, klang dies folgendermaßen: „Ich hatte keine Ahnung, dass zu diesem Thema so viel geschrieben wird. Ich muss sagen, ich halte diese Arbeiten für gänzlich überflüssig!“ Unter den Teilnehmern des Generalstabslehrgangs an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg kursierte Ende der 90er Jahre das Gerücht, dass eine sogenannte Jahresarbeit – eine umfassende Seminararbeit, die jeder Teilnehmer am Ende der zweijährigen Ausbildung zu erstellen hat – zum Thema „Geschlecht und Militär“ unter Umständen karriereschädigend, auf keinen Fall aber karrierefördernd sei. Das Thema galt als wenig respektabel und wenig seriös.

Die Einschätzung der Relevanz des Themas erfuhr mit dem genannten Urteil des Europäischen Gerichtshofes eine Korrektur. Die Bundeswehr richtete auf verschiedenen Ebenen „Arbeitsgruppen Frauen“ ein, die sich mit diversen, überwiegend praktischen Aspekten der Integration von Frauen ins Militär befassten. Auch am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr erfuhr die Thematik nun eine stärkere Würdigung. Erstmals wurde ein veritables Projekt installiert, das über einen Auftrag zur Erstellung eines Gutachtens hinausging. Man mag darüber spekulieren, ob es Zufall ist, dass das Thema zu einem Zeitpunkt, als ihm einige politische Bedeutung (und damit auch Karriereträchtigkeit) zugebilligt wurde, von den wenigen Frauen des Instituts abgezogen und federführend einem männlichen Mitarbeiter übertragen wurde. Ende 2000 erschien eine empirische Studie zur Geschlechtersituation in der Bundeswehr, die zumindest punktuell an den vorhandenen Forschungsstand sowie an einschlägige theoretische und geschlechtersoziologische Debatten – auch in der internationalen Militärsoziologie – anknüpft. Sie beschäftigt sich in Form einer quantitativen Meinungsumfrage mit der Öffnung der Bundeswehr für Frauen aus der Sicht männlicher Soldaten und belegt eine in Teilen der Streitkräfte vorhandene skeptische Einstellung gegenüber weiblichen Soldaten wie sie – in zum Teil brisan-

16 Vgl. Ingrid Anker u. a., Bericht Nr. 59: Soldatinnen in der Bundeswehr? Kennzeichen des sozialen Wandels, hg. vom Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr, München 1993.

terer Form – aus anderen Armeen bekannt ist.¹⁷ Bezeichnenderweise sollte diese Teilveröffentlichung, die in ihren Aussagen weder überraschend noch besonders provokant ist, zunächst nicht öffentlich zugänglich gemacht werden und gelangte dem Vernehmen nach nur durch eine Indiskretion ins Intranet der Bundeswehr. Qualitative Arbeiten, die informellen Mitteilungen zufolge ein etwas kritischeres Bild der Geschlechterbeziehungen in der Bundeswehr zeichnen, werden offenbar zurückgehalten. Insgesamt ist die Situation des Instituts nach wie vor prekär: Eine Initiative engagierter wissenschaftlicher MitarbeiterInnen hat dem Verteidigungsausschuss des deutschen Bundestages Ende 2000 eine detaillierte Analyse der Institutssituation vorgelegt.¹⁸ Sie hoffen, auf diese Weise eine Revision der Aufgabenkonzeption und der Struktur des Instituts zu erreichen, die ihrer Einschätzung nach für die Erlangung eines ernst zu nehmenden wissenschaftlichen *Standings* dringend notwendig ist. Da die wissenschaftlichen MitarbeiterInnen, die auf diese Weise aktiv wurden, in der Mehrzahl lediglich über Zeitverträge von fünf Jahren Laufzeit verfügen und dementsprechend problemlos abgestoßen werden können (und, wie zu hören ist, keinerlei Aussicht auf Übernahme haben), und da darüber hinaus das öffentlich-politische Interesse an dieser Problematik marginal ist, stellen sie allerdings kaum verhandlungsmächtige Partner dar. Der Dialog zwischen Wissenschaft und Militär befindet sich an bundeswehreigenen Einrichtungen offensichtlich nach wie vor in einer eklatanten Schiefelage.

Auch die wissenschaftlich-feministische Forschung hat sich des Themas „Militär und Geschlecht“ nicht mit vorrangigem Interesse angenommen. Vermutlich da systematische theoretische und empirische Vorarbeiten fehlten, wurde dieses Forschungsfeld auch aus Themenbereichen ausgegrenzt, bei denen sich der Einbezug von militärspezifischen Problemperspektiven geradezu aufdrängt. So erschienen Anfang der 90er Jahre zwei elaborierte und für die Disziplin zentrale Bände über den Zusammenhang von Profession und Geschlecht.¹⁹ Die Frage nach Stellenwert, Definition und Konstruktion von Profession und Professionalität im Militär kann als eine der Kernfragen der Militärsoziologie angesehen werden, wobei auch militärnahe Autoren die Frage gestellt haben, was der Ausschluss von Frauen für das Professionalitätsverständnis des Offizierberufes bedeutet. Dennoch kommt das Militär beziehungsweise der Offizierberuf in den genannten Bänden nicht vor – wie man annehmen kann auch deswegen, weil mangels einschlägiger Forschungsarbeiten im deutschsprachigen Raum kein klarer Zugang zu der Frage von Militär und Profession vorhanden ist. Diese spezifische Leerstelle wurde im Jahre 1998 ein Stück weit gefüllt, als die Deutsche Forschungsgemeinschaft im Rahmen ihres Professionen-Schwerpunktes ein Projekt

17 Vgl. Gerhard Kümmel u. Heiko Biehl, Die weitere Öffnung der Bundeswehr für Frauen aus der Sicht männlicher Soldaten. Eine erste Zwischenbilanz in Auszügen, hg. vom Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr, Strausberg 2000.

18 Restrukturierung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr, Brief der SOWI-MitarbeiterInnen-Initiative an den Verteidigungsausschuss des Deutschen Bundestages vom 10. November 2000.

19 Vgl. Angelika Wetterer Hg., Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen, Frankfurt a. M. 1992; dies., Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen, Frankfurt a. M. 1995.

über die Konstruktion von Geschlecht und Militär – dargestellt am Einbezug von Frauen in die Streitkräfte in Deutschland, Russland und den USA – förderte, das an der Universität Bremen von Christine Eifler bearbeitet wird.

Bei der feministischen Beschäftigung mit dem Militär erwiesen sich insbesondere die fehlenden Kenntnisse über die Organisationskultur der Bundeswehr und den subjektiven Faktor in der Organisation als problematisch. Denn die für das feministische Interesse besonders wichtigen Fragestellungen nach der Konstruktion von Geschlecht sind auf empirisches Material angewiesen, das Auskunft gibt über subjektive Problemlagen und über den jeweils kulturell und historisch spezifischen Modus des *doing gender*. Mangels empirischer Kenntnisse über den deutschen Kontext wurden mitunter die Konstruktion des US-Soldaten sowie die Konstruktion von Männlichkeit und Sexualität in der US-Armee als universal gültig für alle militärischen Organisationen zugrunde gelegt. Auch wenn es gute Gründe für die Annahme gibt, dass die kulturellen Unterschiede zwischen amerikanischen und deutschen Streitkräften nicht fundamental sind, weist doch einiges darauf hin, dass die jeweiligen Männlichkeits- und Weiblichkeitsentwürfe keinesfalls deckungsgleich sind. Die Notwendigkeit, empirische Vergleiche zwischen Geschlechterentwürfen in verschiedenen Armeen anzustellen, um auf diese Weise auch Aussagen über die Wechselwirkungen von militärischen Geschlechtervorstellungen und deren Wirkung auf das Zivilleben in einer globalisierten Welt machen zu können, wurde von der amerikanischen Militärforscherin Cynthia Enloe bereits mehrfach angemahnt. Da die Bundeswehr SozialwissenschaftlerInnen nur äußerst selten Zugang gewährt, liegen *gender*-spezifische Studien zwar mittlerweile in großer Menge für die US-Armee und die kanadische Armee sowie in zunehmender Anzahl auch über die israelische Zahal²⁰ vor, vergleichbare Arbeiten über die Bundeswehr existieren jedoch nicht. Der erste deutsche Sammelband, der sich das Verhältnis von Militär und Geschlecht vornahm, enthält dementsprechend empirische Beiträge zu den US-Streitkräften und zur israelischen Armee, aber keinen über die Bundeswehr.²¹

Die feministische Friedensforschung, die sich als Forschungsrichtung in Deutschland am intensivsten mit der Beziehung von Militär und Geschlecht beschäftigte, kam wiederum weitgehend ohne jegliche empirische Kenntnisse über die Bundeswehr aus und bot eine Theoretisierung von Geschlecht und Militär, die sich auf hohem Abstraktionsniveau bewegte. Man kann ihre Kernaussagen folgendermaßen zusammenfassen: Einerseits wird die Männlichkeit des Militärs machttheoretisch begründet. Die Etablierung eines nationalstaatlichen männlichen Militärs gilt ihr als direkter Ausdruck patriarchalischer Gewaltverhältnisse beziehungsweise als Radikalisierung der alltäglichen männlichen Gewalt, die eine Trennung zwischen männlicher Alltagsgewalt und militärischer Gewalt unmöglich macht. Andererseits wird die Existenz von Militärorganisationen psychologisch plausibilisiert: Das Militär wurde ebenfalls als ein Mechanis-

20 Vgl. als neueren Titel z. B. Edna Levy, *Women Warriors: The Paradox and Politics of Israeli Women in Uniform*, in: Sita Ranchod-Nilsson u. Mary Ann Tetreault Hg., *Women, States, and Nationalism. At Home in the Nation?*, London 2000, 196–214.

21 Es handelt sich um den Sammelband von Christine Eifler u. Ruth Seifert Hg., *Soziale Konstruktionen. Militär und Geschlechterverhältnis*, Münster 1999.

mus zur Kompensation männlicher – psychoanalytisch hergeleiteter – Unsicherheit erklärt und als „Männlichkeitsmaschine“ charakterisiert, die auf psychologischer Ebene männliche Bedürfnisse befriedigt und auf politischer Ebene der Machterhaltung des Patriarchats dient. Trotz wichtiger und anregender theoretischer Ansätze zur Diskussion stellt der Entwurf der feministischen Friedensforschung möglicherweise eine Übertheoretisierung einzelner Phänomene dar, was teilweise wiederum der Tatsache geschuldet sein mag, dass die Theoriearbeit notwendigerweise im empirisch luftleeren Raum stattfinden musste.²²

Neben der feministischen Friedensforschung steht in Deutschland derzeit noch der Ansatz des feministischen Dekonstruktivismus als Zugang zum Thema „Militär und Geschlecht“ zur Debatte.²³ Er knüpft für den deutschsprachigen Raum an eine einsame Arbeit von Herrad Schenk aus dem Jahre 1983 an.²⁴ Schenk hatte bereits damals aufgrund semiotisch orientierter Überlegungen Zweifel an einem sogenannten „weiblichen Friedenspotential“ angemeldet. Der Dekonstruktivismus nimmt diese Überlegungen auf und unterscheidet sich vom Zugang der feministischen Friedensforschung in weiterer Hinsicht: Zum einen verfolgt er ein anderes Erkenntnisinteresse, zum anderen bietet er eine etwas andere Konzeptualisierung der Kategorie „Geschlecht“. Dekonstruktivistische Theorien trennen die theoretisch-analytische Frage nach dem Zusammenhang von Militär und Geschlecht von der politisch-strategischen Frage des wünschenswerten weiblichen Beitrages zum Weltfrieden. Ihr Interesse richtet sich vor allem darauf, an welchen „Produktionsorten“ die Kategorie „Geschlecht“ auf welche Weise hergestellt wird und welche Gendertechnologien²⁵ dabei zur Anwendung kommen. Die vorliegenden theoretischen Arbeiten begründen in erster Linie die Relevanz der Organisation Militär als einen solchen zentralen Produktionsort. Auch in diesen Studien findet sich der Hinweis, dass es zwar aufgrund der Forschungssituation möglich ist, Aussagen über die militärische Konstruktion von Geschlecht in Israel, den USA und einigen anderen Ländern zu machen, dass aber die empirischen Erkenntnislücken derzeit nur mehr oder weniger begründete Spekulationen über die Situation im deutschsprachigen Raum zulassen.²⁶

Nach dem bisher Gesagten gibt es über das Resümee der militärbezogenen Sozialforschung in Deutschland wenig Zweifel. Es bleibt keine andere Wahl als sich in die Reihe derer einzuordnen, die seit nunmehr etlichen Jahrzehnten den Zustand der Disziplin erstaunt, resigniert oder fassungslos beklagen. Seitens des Militärs dürfte eine spezifisch definierte Interessenslage der Hintergrund für Wissenschafts- und Forschungsfeindlichkeit sein – ob damit den eigenen Interessen tatsächlich Rechnung

22 Eine ausführliche Diskussion dieser Problematik findet sich in Ruth Seifert, *Militär und Geschlechterverhältnisse. Entwicklungslinien einer ambivalenten Debatte*, in: Eiffer/Seifert, *Konstruktionen*, wie Anm. 21, 44–70.

23 Vgl. zum Beispiel Ruth Seifert, *Militär und Ordnung der Geschlechter. Vier Thesen zur Konstruktion von Männlichkeit im Militär*, in: Klaus D. Wolf Hg., *Ordnung zwischen Gewaltproduktion und Friedensstiftung*, Baden-Baden 1993, 213–230; dies., *Militär – Kultur – Identität*, wie Anm. 9.

24 Vgl. Herrad Schenk, *Frauen kommen ohne Waffen. Feminismus und Pazifismus*, München 1983.

25 Vgl. dazu Teresa DeLauretis, *Technologies of Gender. Essays on Theory, Film, and Fiction*, Bloomington u. a. 1995.

26 Vgl. Seifert, *Militär*, wie Anm. 22.

getragen wird oder ob eine solche Einstellung diese nicht vielmehr in fataler Weise konterkariert, sei an dieser Stelle dahin gestellt. In Bezug auf den universitären Raum kommt man nicht umhin zu fragen, ob die Verdrängung der Thematik mittlerweile nicht schon selbst ein Forschungsthema sein müsste. Dennoch soll am Schluss auch einer Hoffnung Ausdruck gegeben werden: Vielleicht ist die Förderung des Projektes „Militär und Geschlecht“ seitens der Deutschen Forschungsgesellschaft der Beginn einer systematischen Bearbeitung dieses Themas im deutschsprachigen Raum. Vielleicht nimmt sich der Verteidigungsausschuss des deutschen Bundestages wider Erwarten der Probleme der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr an und erachtet deren Haltung als Ausdruck kritischer Solidarität. Und vielleicht kommt man im Wissenschaftsraum zu der Überzeugung, dass sich das Problem von Militär und Krieg nicht durch eine gesellschaftliche und wissenschaftliche Auslagerung des „Bösen“ oder des aggressiv-kriegerisch Männlichen ins Militär erledigen lässt, sondern dass eine systematische Beobachtung, wissenschaftliche Bearbeitung und ein Verstehen dessen, was es heißt, dass das Militär ein Strukturelement unserer Gesellschaft ist, notwendig ist, um zu wirklichen Einsichten zu kommen.